

Lotti Latrous arbeitet seit 1996 in den Elendsvierteln von Abidjan. Weil die Gattin eines hohen Nestlé-Kaders wenig mit Tee-Einladungen anfangen konnte, suchte sie eine Aufgabe abseits. Sie begann, Aidskranke in den Slums zu besuchen, begründete ein Behandlungszentrum; inzwischen gibt es ein Ambulatorium, eine Sterbeklinik und ein Waisenhaus.

«Ich suchte etwas, was mich ausfüllte»

INTERVIEW HANS WICKI

Was bringt Sie in die Schweiz zurück?
Lotti Latrous: Es ist meine Heimat, hier lebt meine Familie, mein Mann und meine drei Kinder. Hier habe ich meine Wurzeln.

Sie sind seit 16 Jahren in Abidjan, der Wirtschaftsmetropole der Elfenbeinküste. Was hat Sie dorthin gebracht?
Latrous: Mein Mann hat eine internationale Karriere bei Nestlé gemacht. Bevor wir 1994 an die Elfenbeinküste kamen, waren wir jeweils fünf bis sieben Jahre in anderen Ländern.

Auf Ihrer Homepage habe ich gelesen, dass Sie Ihre dortige Tätigkeit als unbefriedigend empfanden und sich sehr bewusst für das Leben im Slum und gegen jenes in einer Villa entschieden.
Latrous: Ich hätte Tennis, Bridge oder Scrabble spielen oder Tupperware verkaufen können; das hat mich aber nicht befriedigt. Zu Hause gab es Personal, Chauffeur, Putzfrau, Nanni, Koch, das die Arbeit erledigte. Ich suchte deshalb etwas, was mich ausfüllte.

Dass Sie sich für die Arbeit in Slums entschieden, ist aber doch ein harter Schnitt oder grosser Schritt.

Latrous: Ich arbeitete zuerst freiwillig im Spital Mutter Teresa in Abidjan. Dort kam ich zum ersten Mal in Kontakt mit Aidskranken. Ich verteilte Medikamente und lernte ausserdem, am Bett solcher Menschen zu sitzen, die am Sterben waren. Dann kam ich in Kontakt mit einem afrikanischen Arzt, der mir sagte, er besuche in den Slums Kranke, die nicht mehr in der Lage seien, ins Spital zu kommen, oder es sich schlicht nicht leisten konnten. Und er fragte mich: Willst du mitkommen? Als ich mit ihm in die Slums ging, traf ich auf Zustände, die ich schlicht nicht beschreiben kann. In einem Spital Leute leiden und sterben zu sehen, das ist noch akzeptabel; aber als ich sah, wie Leute in Slums vegetieren, nur ein paar Kilometer von meiner Villa entfernt, konnte ich das nicht mehr akzeptieren.

Die Villa auf der einen Seite, das Leben im nahen Slum auf der anderen Seite – war diese Diskrepanz der Auslöser?

Latrous: Zu sehen, dass es mir und meiner Familie so gut ging, gar Überfluss herrschte, während in den Slums Menschen kreppten, weil es ihnen an einfachsten Medikamenten mangelte, das hielt ich nicht mehr aus. Da staute sich bei mir langsam die grosse Wut, auch haderte ich mit Gott.

Wie haben Sie denn in den Slums zu arbeiten begonnen?

Latrous: Anfangs arbeitete ich noch dreimal die Woche im Mutter-Teresa-Spital; einmal die Woche ging ich mit dem Arzt in die Slums. Geführt wurden wir von einem Mann, der wusste, wo die Kranken lagen. Doch rasch wurde klar, dass wir mit den Gängen durch diese Labyrinth unheimlich viel Zeit verloren. Da sagten wir uns, dass es ein kleines, zentral gelegenes Spital brauche, damit die Leute zu uns kommen oder gebracht werden könnten. Zusammen mit dem Schweizer Botschafter und meinem Ehemann suchten wir die Gemeindepräsidentin des Quartiers auf, um sie um ein kleines Stück Land



Lotti Latrous gibt Auskunft über das von ihr gegründete Aidszentrum in Abidjan.

Bild Hans Wicki

zu bitten. Sie gestand uns 500 Quadratmeter zu, allerdings in einem anderen als dem gewünschten Quartier. Im Februar 1999 konnten wir, nach vier Monaten Aufbauarbeit, das Zentrum einweihen: ein Frauen- und ein Männerzimmer mit je vier Betten, ein Büro für den Arzt und die Krankenschwester und ein Sozialbüro.

Wie muss man sich das vorstellen?

Latrous: Auf den 500 Quadratmetern wurden vier ehemalige Schiffscontainer aufgestellt und von einem ivorianischen Schweiser umgebaut, mit Türen und Fenstern, und dann angemalt. Mein Mann liess dann sein Netzwerk spielen, und so beteiligten sich auch andere Unternehmen am Ausbau des Projekts, ob mit Holz oder mit Kies. Was jedoch noch fehlte, waren technische Geräte.

Was haben Sie selber als Voraussetzung mitgebracht?

Latrous: Mein Kindheitstraum war, Krankenschwester zu werden. Damals brauchte man noch keine Matura, musste aber 19 Jahre alt sein. Um zwei fehlende Jahre zu überbrücken, fuhr ich für ein Welschlandjahr nach Genf. Dort lernte ich einen Mann aus Tunesien, der Maschineningenieur studierte, kennen und lieben. Dann aber starb sein Vater, und er hätte zurückgemusst, um der Familie vorzustehen. Ich wollte ihn nicht verlieren, meine Eltern andererseits hätten mich nie nach Tunesien fahren lassen. Ich entschied, auf meine Lehre zu verzichten und als Schwesternhilfe zu arbeiten, um uns zu erhalten und monatlich 200 Franken nach Tunesien zu schicken, damit mein Mann sein Stu-

dium beenden konnte. Als ich 19 war, heirateten wir, er beendete sein Studium. Nach langem Suchen fand er bei Nestlé eine Anstellung, was aber bedeutete, im Ausland zu arbeiten. Ich meinerseits blieb Hausfrau und Mutter; 1979 kam Selim in Vevey zur Welt, 15 Monate später, inzwischen im saudischen Jeddah, gebar ich Sonja; eine weitere Station war Nigeria, wo ich Sarah bekam. Dann ging es nach Ägypten, wobei ich immer mehr unter der ständigen Entwurzelung zu leiden begann. Als wir 1994, im Dienste der Nestlé, an die Elfenbeinküste weiterzogen, trauerte ich lange Kairo nach, weil wir uns dort extrem wohlfühlten hatten; mein Mann spricht Arabisch, ich hatte die Sprache auch gelernt. Um nicht zu versacken, beschloss ich dann, etwas Produktives zu unternehmen. Darum ging ich ins Mutter-Teresa-Spital.

Wie haben Sie sich denn zurechtgefunden?

Latrous: Es ist richtig, ich war Schwesternhilfe, habe keine Schwesternausbildung gemacht. Was ich einbringen konnte, war meine Menschenliebe; ich mache keine Unterschiede was die Hautfarbe oder die Religion angeht. Dank unserer Aufenthalte in den verschiedenen Ländern sind wir sehr multikulturell geworden. Und dank meiner Ehe mit einem Moslem habe ich diese Religion sehr gut kennengelernt und konnte unseren Kindern von beiden Religionen mitgeben, was uns wichtig ist: Toleranz, Nächstenliebe, Respekt gegenüber seinen Eltern sowie der Umwelt. An der Elfenbeinküste konnte ich wohl deshalb nicht begreifen, warum Kinder so leiden müssen.

Waren etwa ihre Eltern an Aids gestorben, wollten ihre Familien sie nicht mehr. Immer mehr beschäftigte mich zudem die ungleiche Verteilung der Güter: Während wir zu viel hatten, mussten hier Leute hungern. Weshalb hatte gerade ich es verdient, weiss und reich zu sein, gesunde Kinder zu haben und immer an einen vollen Tisch sitzen zu können. Ich begann, mich den Business-Dinners meines Mannes zu verweigern, und vertrug die seichten Gespräche an den Frauencafés immer schlechter.

War es diese innere Wut, die Sie zur neuen Arbeit trieb?

Latrous: Diese Wut hat mich gepusht; ich wusste, so kann ich nicht weiterleben. Sehen Sie, wenn Ihnen ein Kind im Arm stirbt, nur weil die Mutter ihm nichts zu essen erstehen konnte oder die sechs bis sieben Franken für das Malariamittel nicht aufbrachte, das konnte ich nicht mehr akzeptieren.

Sie haben also Ihren Weg gefunden. Wie sieht ein Arbeitstag aus?

Latrous: Als wir anfangen mit unserem ersten Zentrum waren wir zu fünf: Der Arzt und ich, eine Apothekerin und eine Krankenschwester sowie eine Putzfrau. Jetzt sind wir 75 Beschäftigte, denn wir hatten rasch vergrössern müssen. Uns war nach Tests aufgefallen, dass sehr viele Patienten HIV-positiv waren, wir aber die Medikamente nicht beschaffen konnten, weil sie noch viel zu teuer waren. Zugleich durften wir im Ambulatorium nicht zu viele Leute sterben lassen, weil ihm dies rasch einen schlechten Ruf eingebracht hätte. Darum drängte sich ein zweites Zentrum auf, in

«Dank meiner Ehe mit einem Moslem konnte ich unseren Kindern von beiden Religionen mitgeben, was uns wichtig ist»

dem die Leute in Würde sterben konnten; dieses konnten wir 2002 eröffnen. Nun kamen jedoch immer wieder Mütter, um hier zu sterben, während niemand ihre HIV-positiven Kinder wollte. Schnell schwoll ihre Zahl auf über zehn an; sie mussten ebenfalls menschenwürdig untergebracht werden; also folgte 2005 die Eröffnung des Waisenhauses. Jetzt sind es mittlerweile 50 Waisenkinder; im Sterbespital liegen durchschnittlich 30 Menschen. Wir sind mittlerweile ein Aidszentrum mit einem ausgezeichneten Labor und einem Röntgenlabor, das seinesgleichen sucht an der Elfenbeinküste, sowie drei ausgebildeten Aidsärzten. Ich manage das Zentrum, und vor allem leiste ich viel Sozialarbeit; vor meinem Büro sitzen täglich bis zu 100 Menschen, die Hilfe wollen.

Also haben Sie sich von der Spital- zur Sozialhelferin gewandelt?
Latrous: Mir kommt zugute, dass ich es verstehe, Patienten zu fragen, und diese mir antworten. Die Ärzte fragen vielleicht zu wenig, und die Patienten geben nicht von sich aus Auskunft. So sitze ich gegen acht Stunden in meinem Büro, zwischendrin begeben sich mich für ein bis zwei Stunden ins Sterbespital. Danach findet man mich für etwa zwei Stunden im Waisenhaus.

Sie haben im Slum ein Ambulatorium mit Sozialstation, ein Sterbehospiz und ein Waisenhaus. Wie schafften Sie das?

Latrous: Wir vergrösserten uns auf den zugewiesenen 500 Quadratmetern – in die Höhe. Ich fand schliesslich auch Kontakt zu den Slumbewohnern, die anfangs sehr misstrauisch waren. Als sie merkten, dass ich weder missionieren noch sie belehren wollte, wurde es leichter. Wir sind nun zwölf Jahre hier, betreuen im Ambulatorium über 3000 Menschen, die an Aids leiden; 40 Mütter, die zum Teil ihre Kinder nicht selber stillen dürfen, haben ein Ernährungsprogramm für unterernährte Kinder und wir konnten dank der Stiftung einen Brunnen bauen, wo auch die Quartierbewohner sauberes Wasser beziehen können. Wir sind unsererseits auf Geld angewiesen. Um das Zentrum zu betreiben, brauchen wir pro Jahr eine Million Franken.

Sie haben im Slum ein Ambulatorium mit Sozialstation, ein Sterbehospiz und ein Waisenhaus. Wie schafften Sie das?

Latrous: Wir vergrösserten uns auf den zugewiesenen 500 Quadratmetern – in die Höhe. Ich fand schliesslich auch Kontakt zu den Slumbewohnern, die anfangs sehr misstrauisch waren. Als sie merkten, dass ich weder missionieren noch sie belehren wollte, wurde es leichter. Wir sind nun zwölf Jahre hier, betreuen im Ambulatorium über 3000 Menschen, die an Aids leiden; 40 Mütter, die zum Teil ihre Kinder nicht selber stillen dürfen, haben ein Ernährungsprogramm für unterernährte Kinder und wir konnten dank der Stiftung einen Brunnen bauen, wo auch die Quartierbewohner sauberes Wasser beziehen können. Wir sind unsererseits auf Geld angewiesen. Um das Zentrum zu betreiben, brauchen wir pro Jahr eine Million Franken.

Zur Person

Lotti Latrous

- 1953** in Dielsdorf geboren
- 1972** Heirat mit Aziz Latrous
- 1979** Geburt von Selim in Vevey
- 1981** Geburt von Sonja in Jeddah
- 1989** Geburt von Sarah in Nigeria
- 1994** Umzug an die Elfenbeinküste
- 1999** Gründung des Ambulatoriums in Adjouffou, einem Slum in Abidjan, mit Unterstützung ihres Mannes; als dieser nach Kairo zurückversetzt wird, folgt sie ihm nicht, die Ehe zerbricht nicht
- 2002** Erweiterung der Station um ein Sterbehospiz
- 2005** Eröffnung Waisenhaus
- Jan. 2005** Wahl zur Schweizerin des Jahres 2004
- 24. November 2010** Vortrag in der Mehrzweckhalle von Trüllikon
- 25. November 2010** Vortrag in der Rathauslaube Schaffhausen

Für Spenden: Stiftung Lotti Latrous, c/o Qualita Treuhand, 8008 Zürich, www.lottilatrous.ch – info@lottilatrous.ch – Telefon 044 382 21 44. Konto Nr. 0240-428 654.00E, UBS AG, Schweiz, «Stiftung Lotti Latrous» (IBAN CH44 0024 0240 4286 5400 E)